

JOANNE FEDLER



Roman

*Wovon wir
nicht sprechen*

DROEMER✱

Schwester passen. Und ich merke, dass ich hoffe, es möge so sein. Aber Hoffnung gehört nun wirklich nicht zu meinen Aufgaben.

Ich schicke Priscilla ein kleines trauriges Lächeln, wie man sie für die Mr. Williamse dieser Welt reserviert, die mit ihren Krücken vor dem Café an der Ecke sitzen und denen man zwei Dollar hinwirft, um klarzustellen, wer hier die Almosen verteilt. Das passende Lächeln dazu habe ich auf der Kinderstation im Krankenhaus perfektioniert. Josh hob dann seine Sauerstoffmaske an, um reden zu können, und sagte:

»Komm mir nicht mit diesem Lächeln, Faith ...« Ich wurde jedes Mal rot, wobei der hellrote Fleck in meinem Nacken anfing und von da bis über meine sommersprossigen Wangen kroch. Denn Josh hatte mich dabei erwischt, wie ich trauerte, noch bevor er gestorben war. Aber dieses Lächeln brauche ich, weil es in meiner Arbeit keine schnellen Antworten gibt, keine rasche Heilung und keine Zaubertricks. Meist kann ich nichts anderes als Schadensbegrenzung leisten. In den Scherben suchen. Eine Art fehlgeleiteter Privat-Archäologie.

Hier bei SISTAA ist unsere Aufgabe nur das Anbieten von Unterstützung und Rat. Reparieren und heilen sollen unsere Klientinnen sich eigentlich selbst. Theoretisch. Denn die meisten kommen, um gerettet und erlöst zu werden. Wer sich die Zeit nimmt, das Schild an meiner Tür zu lesen, der liest dort »Rechtsberatung«, nicht »Erlösung«. »Erlösen« ist in meinem Lebenslauf unter besonderer Berufserfahrung nicht verzeichnet. Ebenso wenig übrigens wie übersinnliche Fähigkeiten, denn das ist nichts, womit man wirbt. Wenn die Leute es aber herausfinden, dann stellen sie immer so blödsinnige Fragen wie »Soll ich meinen Ehemann verlassen?«, »Werde ich jung sterben?« oder »Können Sie auch Lottozahlen?«.

Ich bin vierunddreißig-und-unverheiratet (was, auch wenn meine Mutter mich immer so vorstellt, nicht mein zweiter Vorname ist). Mit einem Null-Karriere-Job. Für die vierunddreißig kann ich nichts – wir werden alle älter. Unverheiratet bin ich aus eigenem Entschluss, doch macht mich das offensichtlich in den Augen der zivilisierten Welt zu einer Art Alien, wahrscheinlich zu einer Lesbe. Glücklicherweise zählt sowieso nur die Meinung von Nonna, und die interessiert sich nur für eins, nämlich, dass ich *sessò sfrenato* (geilen Sex) haben möge, auch wenn es *sessò prematrimoniale* wäre. Habe ich aber nicht. Und was

meinen Null-Karriere-Job angeht, so sah das vor acht Jahren, als ich hier anfang, noch ganz anders aus. Ich hätte auch meinen Vertrag in der Anwaltskanzlei Bergeron-Turcotte verlängern können. »Sie könnten bei uns Sozius werden, Mrs. Roberts«, hatte mir Edward Turcotte, ein Wichtigtuer im Nadelstreifenanzug mit blassem Schweißbart auf der Oberlippe, aus seinem Schreibtischsessel heraus bedeutet. »Wenn Sie Ihre Karten richtig ausspielen ...« Und ich schwöre, er hat mir dabei zugezwinkert.

Nonna nennt das die Zuflüsterungen Gottes. Die sind üblicherweise mit Ärzten verbunden, mit Telefonanrufen zu nachtschlafender Zeit, ab und zu auch mit einem Sarg. Aber ein Zwinkern tut es auch. Als ich da in meinem gebügelt Hosenanzug vor Edward Turcotte stand, setzten sich das schicke Büro mit der teuren Einrichtung, die Memos zur Kleiderordnung und die abfälligen Bemerkungen über »hysterische Klientinnen« plötzlich zu einem klaren Bild zusammen, wie diese 3-D-Bilder, die man ewig anstarrt, und wenn man schon meint, einem Schwindel aufgesessen zu sein oder Augenkrebs zu haben, springt das Hologramm plötzlich aus dem Bild raus, zusammen mit der Berechtigung, alle Leute, die es nicht sehen, blöde zu nennen. In diesem Augenblick wusste ich, dass es mehr Sinn und Würde hat, Pferdemit auszufahren, als in einer Anwaltskanzlei Karriere zu machen, wo ein Lächeln »Ich kriech dir in den Arsch für jeden Cent, den du hast« bedeutet und den alleinigen Zweck hat, teure Restaurantbesuche oder ein BMW-Cabrio zu erwirtschaften.

Dad war ein wenig erschrocken, als ich die Kanzlei verließ. Nach zweiundvierzig Jahren bei der Golden-Life-Versicherung ist die Devise »Was schiefgehen kann, geht schief« über die Jahre zu so etwas wie dem abgewetzten Lieblingsohrensessel seines Seelenheils geworden. Ich kann nicht sagen, was für ein Mensch er war, ehe der Tod sich wie eine Perserkatze in unser Wohnzimmer einschlich und es sich dort wohnlich machte, bis er überall seine Haare verteilt hatte, ob hier nun jemand allergisch dagegen war oder nicht. »Ich hasse meinen Job«, erklärte ich. »Aber das geht doch außer deiner Mutter jedem so«, gab Dad zurück. »Arbeit muss keinen Spaß machen, denn sonst würde man sie Spaß nennen und nicht Arbeit.« Zufriedenheit im Job ist nicht das Wichtigste im GZD. Im »Großen Zusammenhang der Dinge«.

Ein Abstieg von einem fünfstelligen zu einem vierstelligen Gehalt ist »unverantwortlich und töricht«, meinte Dad sanft, womit er mir auf seine Art seinen Segen gab.

Ich hatte dieses dumpfe Gefühl, dass es mein Ding wäre, Menschen zu helfen. Das war mein erster Fehler. Bei SISTAA »helfe« ich nicht, sondern »erleichtere den Leuten ihren Umgang mit dem Unglück«. Dieser Ort ist ein Hospiz für das menschliche Herz, und die Schmerztherapie begleitet eher den Vorgang des Sterbens als das, was noch vom Leben übrig ist. Aber es war ein ehrenhafter Fehler. Abgesehen davon gibt es gerade mal so viel Geld dafür, wie eine alleinstehende Person, die keine Drogen- oder Spielprobleme hat, braucht. So sieht es jetzt aus.

Ich denke, wenn man die Alternativen betrachtet, ist mein Job bei SISTAA gar nicht so übel. Ich habe ein eigenes Büro. Mein Chef zwinkert mir nicht zu. Und mein Hefter klemmt weder, noch bohrt er sich unentschlossen nur durch einen Teil der Seiten, die ich ihm unterschiebe. Lachen Sie bloß nicht – mit Tod und Tragödie können wir alle umgehen. Es sind diese kleinen Dinge, an denen wir verzweifeln.

Der härteste Teil meines Jobs ist, den Frauen begreiflich zu machen, dass sie für sich selbst verantwortlich sind. Deshalb liegt ein Antistressball auf meinem Schreibtisch herum, und meine Fingernägel sind bis aufs Nagelbett heruntergekaut. Meine Klientinnen sind alle verdammt hilflos. Auch wenn ihr Leben davon abhinge, wären sie nicht in der Lage, eine Liebesgeschichte mit Happy End zustande zu bringen.

Mir fällt ein, dass ich alle Kontaktdaten von Priscilla abfragen muss, ehe sie heute geht. So hoffe ich, zumindest zu einer persönlichen Geschichte für unsere Hinterbliebenenaussagen zu kommen. Eine Schwester, die über ihre ermordete Schwester berichtet, ist ohne Frage ein Knüller, ganz gleich, von welcher Seite man es betrachtet.

Ich wiederhole das Wort *Femizid*. Ich biete es Priscilla an wie etwas, das sie an die Hand nehmen sollte. Doch das nimmt sie nicht wahr, wie eine Mutter, die vor postnataler Depression ganz gefühllos ist. Und wie ein vernachlässigter, ungeliebter Säugling zuckt und zappelt Priscillas Schmerz herum. Wenn ich nur die richtigen Worte in ihrer Muttersprache finden könnte. Aber ich kann nicht mal »mein herzliches Beileid« auf Somalisch sagen, oder was immer es ist, was sie in Somalia

sprechen. Jedenfalls hat es das Erlernen dieser Sprache erstaunlicherweise noch nie auf meine To-do-Liste geschafft.

Die Haut auf meinem Gesicht spannt. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich heute Morgen Gesichtswasser benutzt habe. Die vergangenen zwölf Stunden sind verschwommen. Ich greife an meine Wange und spüre ein Stückchen trockener Haut. Ich versuche es abzuzupfen, aber ich habe keine richtigen Nägel. Also rubbele ich es irgendwie ab.

Draußen ist Herbst, und das erzähle ich Ihnen jetzt, weil ich auf der Website gelesen habe, dass ich mich auf etwas konzentrieren soll, was mich glücklich macht, wenn ich wieder den Drang verspüre, auf den Fingernägeln herumzukauen. Und der Herbst, der seine Blätter herumflattern lässt wie aus der Gefangenschaft befreite Schmetterlinge, macht mich ebenso glücklich, wie er andere Menschen traurig macht. Josh mochte den Herbst. Er meinte, der Herbst würde etwas Wirkliches über das Leben ausdrücken. Das Loslassen. Die Schönheit vor dem Winter. Josh hat gewissermaßen sein ganzes Leben lang in einem Herbst verbracht.

Ich schaue aus dem Fenster in die herbstlichen Zweige, als Priscilla ihren Kopf auf meinen Tisch legt.

Ich möchte über den Tisch greifen und die Akte wegnehmen, auf die sie weint.

Doch die Erfahrung hat mich ein paar Dinge gelehrt. Also lasse ich das.

2

Vogel

Es war ein Mittwoch.

Trauer hat ihre ganz eigene Erinnerung.

»Faith hat ein untrügliches Gedächtnis für kleine Details«, pflegte meine Mutter zu sagen. Manchmal denke ich, wir wachsen in die Beschreibungen unserer Mütter hinein, so wie wir in die Kleider hineingewachsen sind, die sie zu groß für uns gekauft haben.

Ich hatte gerade meinen ersten Zahn verloren und nicht damit gerechnet, dass das so ein Schock wäre. Aber wenn man einen Teil des eigenen Körpers verliert, ist man im Begriff zu verschwinden. So fuhr ich mit meiner Zunge in die seltsame neue Lücke zwischen meinen Zähnen und musste an Nonnas verlorenen kleinen Finger denken und wie sie ihn wahrscheinlich vermisste – als ich das Vögelchen fand. Es war aus einem Nest im Baum über mir gefallen. Ein schwarz und blau gefärbtes Vogelkind mit einem deformierten Flügel, den es sich vielleicht beim Fallen gebrochen hatte. Zitternd barg ich es in meinen Händen. Sein Herz flatterte, ein sanftes Kitzeln des Lebens in meiner Handfläche. Ich brachte es ins Haus, wo meine Mutter gerade Libby stillte, und fragte sie, ob wir das Vögelchen zum Tierarzt bringen könnten.

»Ich bin jetzt mit dem Baby beschäftigt«, sagte sie. Ich bettelte. Sie schüttelte den Kopf.

»Es wird sterben, wenn wir nichts tun«, flehte ich.

Ihre Hand griff mit fester Faust in meinen handgestrickten roten Pullover, auf den Nonna sowohl blaue als auch gelbe Schmetterlinge gestickt hatte, weil ich mich nicht entscheiden konnte, welche ich lieber mochte, und zog mich so nah zu sich heran, dass ich in das nach